

Josef F. Justen

**Sterbegleitung  
mit  
Rollentausch**

*Erzählung*

*Wenn du als Begleiter  
vor einem Sterbenden stehst,  
hält der Verstand an.*

*Du wirst vollkommen gegenwärtig  
im Hier und Jetzt,  
und eine unendlich viel größere Kraft  
übernimmt die Führung.*

*Deshalb gibt es so viele Berichte  
von ganz normalen Menschen,  
die in einer solchen Situation  
plötzlich ganz richtig und unglaublich  
mutig handeln konnten.*

frei nach Eckhart Tolle

Josef F. Justen

**Sterbebegleitung  
mit  
Rollentausch**

*Erzählung*

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über [dnb.dnb.de](http://dnb.dnb.de) abrufbar.

© 2020 Justen, Josef F.

Titelfoto: Foto auf pixabay

Herstellung und Verlag:  
BoD – Books on Demand, Norderstedt

ISBN: 9783751958110

**M**onika Wehrmann lebt seit zwei Jahren in einem Alten- und Pflegeheim im Ruhrgebiet.

Sie ist eine gebildete und belesene Frau mit langen schneeweißen, zu einem Zopf geflochtenen Haaren. Aufgrund ihrer zierlichen Statur wirkt sie fast ein wenig zerbrechlich. In Anbetracht ihrer fast 80 Lenze ist sie geistig noch erstaunlich rege und wach und an allem, was das Leben ausmacht, interessiert.

Nur ihre körperliche Hülle spielt seit Jahren nicht mehr so recht mit. Mit zunehmender Zeit fiel ihr das Gehen – selbst mit ihrem Rollator – immer schwerer, so dass sie kaum noch in der Lage war, ihre Wohnung, in der sie seit dem Tod ihres Mannes allein wohnte, in Schuss zu halten.

So entschloss sie sich vor zwei Jahren, ihre Bleibe aufzugeben und in ein Altenheim zu ziehen, in dem sie ein schmuckes Zweibettzimmer bewohnt.

Außerdem litt sie seit geraumer Zeit an einer Krebserkrankung, die ihr aber zunächst nicht sehr zu schaffen machte.

Frau Wehrmann hatte sich relativ schnell in ihr Schicksal gefügt und fühlte sich in dem Heim recht wohl – so wohl, wie man sich in einem Heim eben fühlen kann.

Was ihr aber sehr fehlte, waren Gespräche mit anderen Menschen. Ihre Mitbewohnerin war vor einigen Monaten gestorben. Seitdem ist das Bett

nicht mehr belegt worden. Und die Pflegekräfte haben einfach nicht die Zeit, länger mit den Patienten zu reden. Mit dem Besuch von Verwandten oder Freunden konnte Frau Wehrmann auch nicht rechnen. Ihr Mann war schon vor einigen Jahren gestorben. Ihr Sohn lebte in Süddeutschland. Außerdem pflegten die beiden kein sehr gutes Verhältnis. Ihre Brüder waren schon lange tot. Auch die meisten ihrer Freundinnen waren schon gestorben oder hochgradig dement. Auch mit den anderen Bewohnern des Heimes, die sie hin und wieder im Aufenthaltsraum oder in den Außenanlagen traf, kam es nur selten zu fruchtbaren Gesprächen.

Unter dieser Einsamkeit litt Frau Wehrmann sehr.

**E**ines Tages kam ihr eine Idee: Sie hatte schon von der Hospizbewegung gehört und wusste, dass schwerkranke und insbesondere sterbende Menschen bei einem Hospizverein um eine Begleitung bitten können. »Dann hätte ich ja einen Gesprächspartner, der mich regelmäßig besucht und mit dem ich mich austauschen kann«, dachte sie.

Eilig griff sie nach ihrem Smartphone, das schon ein wenig in die Jahre gekommen war, und suchte im Internet nach der Telefonnummer des zuständigen Hospizvereins.

Doch dann hielt sie inne: »Wenn ich da jetzt selbst anrufe, denken die vermutlich, ich sei noch viel zu

gesund, um Anspruch auf eine Sterbebegleitung zu haben.« Somit schien es ihr ratsam, die Stationsleiterin, Frau Handtke, um diesen Anruf zu bitten, was diese auch gerne tat.

Kurz darauf kam Frau Handtke zurück und sagte: »Ich habe soeben mit Herrn Altmann, dem Einsatzleiter des Hospizvereins, gesprochen. Er wird Sie vermutlich noch heute oder spätestens morgen aufsuchen und alles Weitere mit Ihnen besprechen.«

**A**m nächsten Tag klopfte so gegen 17 Uhr jemand an ihre Tür. »Herein, wenn's nicht der Tod ist«, sagte Frau Wehrmann laut und deutlich, so dass es der Besucher nicht überhören konnte.

Ein älterer Herr trat ein und begrüßte sie, wobei er sich ein Schmunzeln wegen der ungewöhnlichen Formulierung, mit der er hereingebeten wurde, nicht verkneifen konnte: »Guten Tag Frau Wehrmann! Sie haben ja einen köstlichen Humor! Mein Name ist Walter Altmann. Ich bin der Einsatzleiter bzw. Koordinator des hiesigen Hospizvereins. Sie haben um eine Sterbebegleitung ersucht. Gerne möchte ich Sie heute ein wenig kennenlernen, um dann entscheiden zu können, welche Dame oder welchen Herrn ich Ihnen als Begleiter schicken werde.«

Die beiden machten ein paar Minuten Smalltalk. Herr Altmann schaute sich dabei ein wenig in dem Zimmer um. Sein Blick blieb an einem alten Bü-

cherregal aus Eiche haften, in dem sich gut hundert Bücher befanden, vorwiegend klassische Literatur: Werke von Goethe, Schiller, Lessing – um nur einige zu nennen. »Sie haben ja eine richtige kleine Bibliothek. Haben Sie die Bücher alle gelesen?«

»Diese Bücher bilden nur einen Bruchteil derer, die ich in meinem Leben gelesen habe. Die meisten Bücher konnte ich nicht mit ins Heim nehmen, weil der Platz fehlt. Aber von diesen und dem alten Regal konnte ich mich nicht trennen. Es sind die einzigen *äußeren* Dinge, die aus meinem Leben übrig geblieben sind.«

Dann schilderte Frau Wehrmann ein wenig über ihre Krankheit und die Einschränkungen, die sie dadurch in Kauf nehmen musste. Diese kurze Unterhaltung war für Herrn Altmann hinreichend, um erkennen zu können, dass die Patientin bei klarem Verstand, sehr redselig und mit gesundem Humor gesegnet war.

»Was erhoffen Sie sich in erster Linie von einer Begleitung?«, wollte der Einsatzleiter wissen.

»Das Schlimmste an meiner Situation ist die Einsamkeit. Mir fehlen einfach Menschen, mit denen ich mich austauschen kann, mit denen ich reden kann.«

»Das ist ja auch ein ganz wichtiger Aspekt einer Begleitung schwerkranker oder sterbender Menschen, dass die Patienten jemanden haben, mit dem



sie reden können, dem sie alles anvertrauen können und der ihnen hilft, ihnen ihre Ängste zu nehmen.«

»Also, Angst habe ich eigentlich keine! Und ich würde mich auch noch nicht unbedingt als ›Sterbende‹ bezeichnen. Wie schon erwähnt – mir ist die Kommunikation mit anderen Menschen ein großes Bedürfnis. Die Heimmitarbeiter haben aus verständlichen Gründen viel zu wenig Zeit, um mit den Bewohnern zu reden. – Ich weiß nicht, ob ich in meinem Fall überhaupt einen Anspruch auf eine Begleitung habe, da ich noch nicht im Sterben liege.«

»Da machen Sie sich mal keine Sorgen, liebe Frau Wehrmann! Es spielt im Grunde keine Rolle, ob wir es ›Sterbebegleitung‹ oder ›Besuchsdienst‹ nennen. Ich werde Ihnen auf jeden Fall jemanden schicken. Ich weiß auch schon wen! Der Herr, den ich im Auge habe, heißt Hans-Günter Huth. Er ist ein netter, empathischer und sehr humorvoller junger Mann, mit dem Sie ganz gewiss wunderbar plaudern können. Er wird in den nächsten Tagen seinen Antrittsbesuch bei Ihnen machen.«

»Das ist ja prima! Ich freue mich. Haben Sie vielen Dank, Herr Altmann!«

Die beiden sprachen noch eine Weile über dieses und jenes. Dann fragte Herr Altmann: »Wie ist es eigentlich um Ihre Schmerzen bestellt? Vielleicht haben Sie schon mal von der Palliativ-Medizin gehört. Ich könnte Ihnen einen unserer Palliativ-

ärzte vorbeischicken, damit er Sie näher untersucht und eine Schmerzmedikation vornimmt.«

»Die Palliativ-Medizin und ihre Aufgaben sind mir durchaus ein Begriff. Aber meine Schmerzen sind derzeit sehr gut zu ertragen. Also, im Moment brauche ich noch keine Schmerzmittel. Sollte es schlimmer werden, komme ich gerne auf Ihr freundliches Angebot zurück.«

Nach einer guten halben Stunde verabschiedeten sich die beiden.

Herr Altmann war von der alten Dame ganz angetan. Noch nie hatte er eine knapp 80-jährige, pflegebedürftige Frau erlebt, die einen so strukturierten Eindruck erweckte, so gewählt und flüssig sprach und so geistesgegenwärtig war.

Frau Wehrmann freute sich sehr über die Zusage, ihr Herrn Huth zu schicken. Sie sehnte seinen Besuch geradezu herbei.

**A**m nächsten Tag begab sich Hans-Günter Huth auf den Weg zum Heim, um Frau Wehrmann seinen Erstbesuch abzustatten.

Der 41-Jährige hatte erst vor wenigen Monaten seine Ausbildung zum Hospizhelfer abgeschlossen und konnte bisher nur auf die Erfahrungen aus einer einzigen Begleitung zurückblicken. So war er doch recht nervös und etwas unsicher.

Er klopfte an die Zimmertür und vernahm ein »Ja bitte, herein!« Beschwingten Schrittes, mit dem er seine Nervosität ein wenig zu überspielen versuchte, ging er auf Frau Wehrmann, die in ihrem Bett lag, zu und begrüßte sie: »Guten Tag, Frau Wehrmann! Mein Name ist Hans-Günther Huth vom Hospizverein. Unser Einsatzleiter, Herr Altmann, hat mich auserkoren, Sie von nun an regelmäßig zu besuchen. Ich freue mich sehr auf unsere Begegnungen.«

»Einen schönen guten Tag, Herr Huth! Nehmen Sie doch bitte Platz. Ich freue mich, dass Sie da sind. Ich habe gar nicht damit gerechnet, dass so schnell jemand mich besuchen würde. Das ist ja prima! Also, seien Sie mir willkommen.«

Herr Huth war angenehm überrascht, wie aufgeräumt, gut gelaunt und beredt seine Patientin war. Das hatte er bei seiner ersten und bisher einzigen Begleitung ganz anders erlebt. Er setzte sich auf den angebotenen Stuhl und sagte: »Es ist uns immer ganz wichtig, Besuchswünsche so schnell wie möglich zu erfüllen. Meistens gelingt das auch.«

Während er seine Blicke ein wenig durchs Zimmer schweifen ließ, schien er geradezu danach zu suchen, was er ihr Gutes angedeihen lassen könnte. So nahm er denn ihre Hand und meinte mit mitleidvoller Mine: »Na, Frau Wehrmann, wie geht es uns heute denn so?«

Frau Wehrmann fand sowohl die vertrauliche Geste als auch diese Frage etwas sonderbar, zumal

sich die beiden erst seit wenigen Minuten kannten. Außerdem nervten sie solche Fragen in der »Wir-Form« immer ganz gewaltig. Den Pflegerinnen, die sie betreuten, hatte sie diese Unsitte schon ausgetrieben. Auch jetzt machte sie keinen Hehl daraus, dass ihr die Frage missfiel. »Da ich nicht weiß, wie es Ihnen geht, kann ich nicht sagen, wie es *uns* heute geht. Aber falls Sie wissen wollen, wie es *mir* geht, so kann ich sagen: gut!«, sagte sie ein wenig bissig.

Herrn Huth wurde sofort klar, wie unsinnig seine Frage war und sagte: »Sorry, das ist so eine dumme Angewohnheit von mir.«

»Es ist nie zu spät, sich eine dumme Angewohnheit abzugewöhnen, insbesondere dann, wenn man noch so jung ist wie Sie!«, meinte Frau Wehrmann mit einem gequälten Lächeln.

Dieser Auftaktdialog war natürlich nicht gerade dazu angetan, Herrn Huths Unsicherheit zu überwinden. Man konnte mit Händen greifen, wie er um ein passendes Gesprächsthema rang. Nach gefühlten Minuten nahm er das Smartphone wahr, das auf Frau Wehrmanns Nachtschränkchen lag.

»Sie haben ja ein tolles Smartphone! Kommen Sie damit zurecht?«

Frau Wehrmann sah ihn ziemlich verständnislos an und meinte: »Ja, warum denn nicht? Nur weil ich alt bin, heißt das ja nicht, dass ich zu dumm für so etwas wäre!«

Wieder hatte Herr Huth in ein kleines Fettnäpfchen getreten. Um das Gespräch noch zu retten, fragte er: »Ich finde das prima, wenn auch etwas ältere Menschen noch mit der Technik gehen. Wozu nutzen Sie Ihr Smartphone? Was machen Sie alles damit?«

»Nun, zunächst einmal nutze ich es zum Telefonieren. Dann surfe ich natürlich auch viel im Internet. Man will ja schließlich informiert sein. Hin und wieder schaue ich mir auch Videos an.«

Herr Huth, der sehr technik-affin war, fühlte sich jetzt ganz in seinem Element. Nun sprudelten die Fragen nur so aus ihm heraus: »Das ist ja toll! Fotografieren Sie auch? Haben Sie schon mal auf diesem Kanal geschaut und kennen Sie schon jene App?«

Frau Wehrmann bremste ihn: »Nein, dieser Schnickschnack interessiert mich nicht! Den brauche ich nicht! Ich habe Ihnen ja gesagt, wozu ich mein Handy benutze. Für alles andere brauche ich es nicht. Aus dem Alter bin ich raus!«

Es dauerte wieder eine Weile, bis sich Herr Huth von diesem kleinen Seitenhieb erholte. Noch bevor er dazu kam, eine weitere Frage zu stellen, fragte Frau Wehrmann: »Was hat Sie eigentlich dazu bewogen, diese schöne und wichtige Aufgabe in der Hospizarbeit zu übernehmen?«

»Als meine Mutter vor einigen Jahren starb, bin ich erstmals hautnah mit dem Thema ›Tod‹ in

Berührung gekommen. Sie wurde in ihren letzten Lebenswochen von einer netten Dame vom Hospizverein begleitet. Das hat ihr sehr gutgetan. Die Begleiterin war ihr eine große Stütze. Daraufhin kam mir erstmals der Gedanke, mich auch in der Hospizarbeit zu engagieren.«

»Ja, das ist wirklich eine wichtige und schöne Aufgabe. Man kann allen Menschen, die so etwas machen, nur den allergrößten Respekt zollen. Sie, lieber Herr Huth, haben den meinigen. Haben Sie schon viele Menschen in ihrer Sterbephase begleitet?«

Herr Huth wollte nicht preisgeben, dass er erst über geringe Erfahrungen in der Sterbebegleitung verfügte, und so meinte er nur: »Ja, schon einige.«

Dann geriet das Gespräch erneut ins Stocken. Schließlich meinte Herr Huth: »Was halten Sie davon, wenn ich Sie in Ihren Rollstuhl setze und wir in den Garten gehen?«

»Das ist keine so gute Idee! Schauen Sie mal aus dem Fenster. Es regnet in Strömen.«

»Ja, Sie haben natürlich recht. Ich habe es gar nicht bemerkt.«

»Was sind Sie von Beruf?«, fragte Frau Wehrmann, um ein Gespräch in Gang zu setzen.

»Ich bin Verkäufer in einem Autohaus.« Herr Huth erzählte ein wenig aus seinem Berufsalltag, was Frau Wehrmann aber nur marginal interessierte.

Schließlich meinte er: »Ich kenne ein paar ganz tolle Witze. Ich könnte Ihnen einige erzählen.«

Frau Wehrmann hatte es nie sehr geschätzt, Witze zu erzählen oder sich anhören zu müssen, zumal sie die meisten, die sie kannte, weder für lustig noch für erzählenswert hielt. Sie wollte ihren Besucher aber nicht brüskieren, und so rang sie sich ein »Von mir aus, wenn Sie unbedingt möchten!« ab.

Dann legte Herr Huth los. Frau Wehrmann hörte sich den ersten Witz, der sich hier nicht lohnt wiedergegeben zu werden, mehr oder weniger gelangweilt an und hielt es auch nicht für nötig, bei der Pointe zu lachen.

»Der war aber recht flach! Außerdem kannte ich ihn schon. Lassen Sie es gut sein!«

»Nein, einen muss ich Ihnen noch unbedingt erzählen. Der ist wirklich ganz toll.«

»Na gut!«

»Der amerikanische Präsident Donald Trump stirbt. Petrus führt ihn zu Gott, der auf seinem Thron sitzt. Gott spricht: ›Nun, mein Sohn, wie hast du dein Leben genutzt? Was hast du Gutes getan?‹ – Trump antwortet: ›Hör mal genau zu, guter Mann! Erstens bin ich nicht dein Sohn, zweitens geht dich das nichts an und drittens sitzt du auf meinem Stuhl!‹ «  
Frau Wehrmann schmunzelte. »Dieser Witz ist nicht schlecht, aber uralte. Er wurde schon vor einigen Jahrzehnten in sehr ähnlicher Form erzählt. Na-

türlich ging es damals nicht um ›Donald Trump‹, sondern um ›Franz-Josef Strauß‹. Aber er passt für jeden selbstgefälligen Politiker.«

Herr Huth freute sich, dass dieser Witz einigermaßen gut ankam, und meinte: »Jetzt möchte ich Ihnen noch meinen absoluten Lieblingswitz erzählen. Darf ich?«

»In Ordnung! Aber danach lassen Sie es dann gut sein.«

»Drei evangelische Pfarrer sitzen beieinander und unterhalten sich. Zwei beklagen, dass sich im Dachgebälk ihrer Kirchen so viele Tauben eingeknistet hätten und alles verdrecken würden. Der eine meinte: ›Ich werde mit dem Problem nicht fertig. Neulich habe ich Gift ausgestreut, aber die Biester sind so klug, dass sie das Zeug nicht anrühren.‹ ›Auch ich habe schon einiges unternommen. Erst letzte Woche habe ich meinen Kirchendiener beauftragt, ihnen mit einer Schrotflinte den Garaus zu machen. Aber er hat keine einzige erwischt‹, sagte der andere. Der Dritte schmunzelte und sprach: ›Bei mir ist das Problem gelöst!‹ ›Wie um alles in der Welt haben Sie das geschafft?‹, wollten die beiden anderen wissen. ›Ganz einfach: Ich habe sie erst getauft und kurze Zeit später konfirmiert. – Danach sind sie weggeblieben.‹ «

Frau Wehrmann lachte lauthals: »Das ist der beste Witz, den ich seit langem gehört habe. Er bringt das Problem, das die Kirchen heute haben, auf den Punkt. Bis zur Konfirmation gehen die meisten



Jugendlichen noch fleißig in den Gottesdienst. Wenn sie dann langsam erwachsen werden, wollen sie mit der Kirche nichts mehr am Hut haben. – Oh, entschuldigen Sie bitte, das sollte keine Anspielung auf Ihren Namen sein.«

Herr Huth war sehr erleichtert und erfreut, seine Patientin mit diesem Witz zum Lachen gebracht zu haben. Nun fragte er ganz selbstsicher: »Was kann ich jetzt noch für Sie tun, Frau Wehrmann?«

»Es wäre sehr schön, wenn Sie mir etwas vorlesen könnten. Meine Augen ermüden beim Lesen immer recht schnell. Außerdem fällt es mir schwer, die dickeren Bücher lange in den Händen zu halten.«

»Ja, sehr gerne! Aus welchem Buch soll ich Ihnen vorlesen. Es sind ja offensichtlich genügend da!«

»Ich habe schon seit einigen Wochen nicht mehr die Bibel zur Hand genommen. Es wäre schön, wenn Sie mir ein wenig aus der Heiligen Schrift vorlesen würden.«

»Ja, selbstverständlich! Was genau soll ich Ihnen vorlesen?«

»Beginnen Sie bitte mit dem Prolog aus dem Johannes-Evangelium.«

Frau Wehrmann gab Herrn Huth ihre Bibel, die sie in ihrem Nachtschränkchen aufbewahrte.

Herr Huth suchte die gewünschte Stelle. An seiner umständlichen Suche erkannte Frau Wehrmann

sofort, dass er die Bibel wohl noch nicht oft in der Hand gehalten hatte. Schließlich schlug sie ihm die richtige Seite auf.

Herr Huth begann: *»Im Urbeginne war das Wort, und das Wort war bei Gott, und ...«*

Die Art und Weise, wie er las und wie er oft die Betonung an der falschen Stelle setzte, nahmen der Patientin das Vergnügen zu lauschen. Nach einigen Minuten sagte sie: *»Lassen Sie es gut sein. Vielen Dank!«*

Frau Wehrmann war längst offenbar geworden, dass der junge Mann nicht der Person entsprach, die sie sich als Gesprächspartner gewünscht hatte. Sie überlegte, wie sie ihm das mitteilen könnte, ohne ihn zu verletzen.

Dann fasste sie sich ein Herz: *»Lieber Herr Huth! Sie sind ein netter und freundlicher junger Mann. Ich schätze es sehr, dass sie sich um andere Menschen kümmern. Auch ich habe mich über Ihren Besuch gefreut. Aber ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, dass jeder von uns doch wohl etwas andere Vorstellungen mit dieser Begleitung verknüpft hatte.«*

Herr Huth, dem auch schon klar geworden war, dass er wohl nicht der richtige Begleiter für Frau Wehrmann ist, war ganz erleichtert: *»Ja, das haben Sie auf den Punkt gebracht! Ich sehe es genauso wie Sie. Wenn Sie es wünschen, werde ich Herrn*

Altmann bitten, dass er einen anderen Herrn oder eine andere Dame zu Ihnen schickt.«

»Das ist sehr freundlich von Ihnen. Aber ich möchte gern selbst mit Herrn Altmann sprechen. Ich werde ihn morgen kontaktieren. – Also, nochmals vielen Dank für Ihren Besuch und für den fabelhaften Witz mit den Pfarrern und den Tauben! Machen Sie es gut! Ich wünsche Ihnen, dass Ihr nächster Patient etwas pflegeleichter ist, als ich es bin. Auf Wiedersehen, Herr Huth!«

Herr Huth gab ihr die Hand und verabschiedete sich. Immerhin hatten es die beiden fast zwei Stunden miteinander ausgehalten.

**M**onika Wehrmann wollte den Besuch erst noch ein wenig sacken lassen.

Auch an den beiden folgenden Tagen hatte sie ihre Meinung nicht geändert: Herr Huth und sie – das passte einfach nicht zusammen. Da sollte er lieber seine Zeit für einen anderen Patienten nutzen, den er mit seiner Art erfreuen könnte. Es quälten sie allerdings leichte Gewissensbisse, dass sie ihm vielleicht etwas zu schroff gesagt haben könnte, dass sie keine weiteren Besuche von ihm wünsche.

Am Tag darauf griff sie zu ihrem Smartphone, suchte nochmals nach der Telefonnummer des Hospizvereins und rief an. Da Herr Altmann gerade im Büro war, ging er selbst ans Telefon.

»Hallo Herr Altmann! Hier spricht Monika Wehrmann.«

»Guten Tag, Frau Wehrmann. Ich habe schon mit Ihrem Anruf gerechnet. Herr Huth hat mir bereits mitgeteilt, dass Sie beiden nicht so gut zurechtgekommen sind. Das tut mir leid.«

»Ja, mir tut es auch leid. Herr Huth ist wirklich ein netter junger Mann, aber irgendwie hat es zwischen uns nicht so gepasst. Richten Sie ihm unbedingt aus, dass ich mich nochmals bei ihm für seinen Besuch bedanken möchte und dass ich ihm alles Gute wünsche!«

»Das werde ich gerne tun. – Ich hatte im Vorfeld auch schon ein wenig die Befürchtung, dass Herr Huth nicht so ganz der richtige Begleiter für Sie sein könnte. Schließlich ist er noch sehr jung und recht unerfahren. Möchten Sie, dass ich Ihnen einen anderen Hospizhelfer schicke?«

»Wenn es nicht unverschämt ist, nochmals um einen Gesprächspartner zu ersuchen, so möchte ich herzlich darum bitten.«

»Das ist doch nicht unverschämt! Es kommt gar nicht einmal so selten vor, dass Patient und Begleiter nicht miteinander zurechtkommen. Selbstverständlich werde ich Ihnen wieder jemanden schicken. Wenn Sie mit dem nicht klarkommen, werde ich Ihnen auch einen Dritten schicken. Das ist gar kein Problem. – Ich glaube, dass ich dieses Mal eine bessere Wahl getroffen habe. Es ist eine

Dame, die auch vom Alter her besser zu Ihnen passt. Sie heißt Christina Schwarz und ist schon seit über zwanzig Jahren in unserem Verein engagiert. Ich schätze, dass sie schon nahezu hundert Menschen betreut hat.«

»Das hört sich gut an. Wann darf ich mit ihrem Besuch rechnen?«

»Ich muss noch mit ihr reden. Aber ich gehe davon aus, dass Frau Schwarz in den nächsten Tagen bei Ihnen erstmals vorbeischauen wird. Also, machen Sie es gut, liebe Frau Wehrmann!«

»Ja, Sie auch, Herr Altmann! Auf Wiederhören.«

**Z**wei Tage später besuchte Frau Schwarz erstmals ihre neue Patientin.

Während der Begrüßung schauten sich die Damen lange in die Augen. Irgendwie war beiden vom ersten Augenblick an klar, dass die Chemie zwischen ihnen stimmte.

»Ich freue mich, dass Sie gekommen sind, Frau Schwarz. Ich habe Herrn Altmann gebeten, mir eine andere Person zu schicken. Herr Huth ist ein netter Kerl, aber ich konnte mit ihm nicht allzu viel anfangen. Das mag seiner geringen Lebenserfahrung geschuldet sein«, sagte Frau Wehrmann.

»Ich freue mich auch, dass wir uns jetzt öfters sehen werden. Ich bin davon überzeugt, dass wir gut miteinander auskommen werden.«

Anschließend unterhielten sich die beiden noch ein wenig über banale Dinge, wie man das eben so macht, um mit einem fremden Menschen etwas warm zu werden.

Dann stellte Frau Schwarz eine erste ernste Frage: »Wollen Sie mir etwas über Ihre Krankheit erzählen?«

»Eigentlich rede ich nicht gern über Krankheiten. Das macht die Sache nicht besser, wenn man sie dauernd ins Bewusstsein hebt. Aber mit *Ihnen* spreche ich gern darüber, falls es Sie *wirklich* interessiert.«

»Ja natürlich! Es interessiert mich sehr. Schließlich möchte ich Sie gern ein wenig näher kennenlernen.«

»Nun gut! Also, ich hatte seit einigen Jahrzehnten so eine Hauterhebung in der Größe einer 2-Euro-Münze am Rücken, die sich von Jahr zu Jahr dunkler verfärbte. Vor etwa zehn Jahren riet mir ein Dermatologe, das Ding entfernen zu lassen. Ich bin seinem Rat gefolgt. Es stellte sich heraus, dass es sich um einen Hautkrebs handelte. Dieser Krebs begann vor drei Jahren zu streuen. Da ich aber keine nennenswerten Beschwerden und Schmerzen habe, habe ich es in den letzten ein, zwei Jahren nicht weiter verfolgen lassen, was mein Hausarzt gar nicht verstehen konnte. Er meinte, dass meine Restlebenszeit sehr begrenzt sei. Aber auch er hat keine Kristallkugel! Schließlich ist jeder Mensch ein höchst individuelles Wesen. Da haben Statis-

tiken nur eine begrenzte Aussagekraft. Immerhin hat er diese Vermutung vor nunmehr schon mehr als eineinhalb Jahren geäußert.«

»Ja, Krebs ist eine ganz fürchterliche Krankheit. Bei mir ist vor knapp zehn Jahren Brustkrebs diagnostiziert worden. Ich war fix und fertig, als ich das hörte! Die monatelange Chemo-Therapie war fürchterlich! Aber ich gelte seit Jahren als geheilt. Ich glaube, den Krebs besiegt zu haben.«

»Das freut mich für Sie!«

»Ist Ihr Krebsleiden auch der Grund dafür, dass Sie ins Heim mussten?«

»Eigentlich nicht! Ich kann seit fast drei Jahren nur noch unter starken Schmerzen gehen, was wohl in erster Linie auf meine Arthrose in beiden Knie- und Hüftgelenken zurückzuführen ist. Als ich dann nicht mehr in der Lage war, meinen Haushalt zu führen und mich selbst zu versorgen, habe ich mich zu diesem Schritt entschlossen. Mittlerweile ist meine Muskulatur so schwach, dass ich bestenfalls noch allein zur Toilette gehen kann. Aber ich will nicht klagen! Ich kann mich immerhin selbst waschen und bin beim Essen nicht auf Hilfe angewiesen. Außerdem bin ich im Kopf noch völlig klar, was mir besonders wichtig ist.«

**Der Rest dieser Seite und die Seiten 24 – 48 sind in der Leseprobe nicht enthalten.**

**B**eim nächsten Besuch von Frau Schwarz legte diese gleich nach der Begrüßung los: »Sie wollten mir noch etwas von Ihrem Sohn erzählen.«

Frau Wehrmann schien zunächst nicht darauf eingehen zu wollen. Doch dann begann sie etwas zögerlich und mit für ihre Verhältnisse leiser, zarter Stimme: »Ja, der Hermann! Er ist übrigens unser einziges Kind. Schon im Kindesalter war er in mancherlei Hinsicht ein wenig sonderbar.«

»Wie meinen Sie das?«

»Nun, während die anderen Kinder Fußball oder sonst etwas spielten, schaute er ihnen meistens nur zu. Er hielt sich häufig im Haus auf und half mir bei der Hausarbeit. Oft dachte ich: An ihm ist ein Mädchen verlorengegangen! – Als er dann etwas älter war – so vierzehn, fünfzehn Jahre – legte er viel Wert auf schöne Kleidung und ein gepflegtes Äußeres. Auch trug er gern Schmuck.«

»Das mag ja ungewöhnlich sein, aber es ist doch nicht schlimm!«

»Nun meinen Mann und mich beschlich eine Ahnung, die sich zur Gewissheit verdichtete, als ich ihn dabei erwischte, wie er mit einem Freund in seinem Zimmer schmuste. – Jetzt konnte es keinen Zweifel mehr geben: Hermann ist homosexuell!«

»Aber das ist doch heute keine Problem mehr!«

»Richtig, heute nicht mehr! Obwohl Homosexualität seit gut zehn Jahren nicht mehr unter Strafe



stand, war es allerdings damals noch ein großes Tabuthema. In dieser Zeit hätte kaum jemand gewagt, sich öffentlich zu outen. Vielerorts wurde mit Fingern auf die wenigen Schwulen und Lesben, die als solche bekannt waren oder auch nur dafür gehalten wurden, gezeigt. – Mein Mann und ich waren schockiert. Wir hielten es für etwas Unnatürliches und Widerwärtiges! Im Unterbewusstsein quälte uns auch das Wissen, dass wir wohl nie mit Enkeln rechnen könnten.«

»Was haben Sie gemacht? Wie haben Sie sich verhalten?«

»Wie viele Menschen in jener Zeit dachten auch wir, dass Homosexualität so etwas wie eine Krankheit ist. Wir versuchten, ihm seine Neigung auszutreiben: Wir redeten ihm gut zu, wir schimpften mit ihm, wir verboten ihm den Kontakt zu seinem Freund, wir schleppten ihn von Therapeut zu Therapeut. Aus heutiger Sicht waren das alles völlig sinnbefreite Aktionen.«

»Das wird ja wohl alles nichts genützt haben, oder?«

»Ja natürlich nicht! Selbstverständlich habe ich heute eine ganz andere, völlig unverkrampfte Einstellung zur Homosexualität. Aber damals war ich einfach überfordert. Immerhin gab es den Paragraphen 175 noch – auch wenn er nicht mehr angewendet wurde. Also, ich habe so ziemlich alles falsch gemacht, was man nur falsch machen kann. Das

ging so weit, dass wir ihn mit einer netten Nachbarstochter mehr oder weniger verkuppelt haben.«

»Hat er sie tatsächlich geheiratet?«

»Ja. Wir glaubten, das Problem sei gelöst und er könnte auch mit einer Frau glücklich werden. – Aber es ging gründlich schief. Mein Sohn litt wie ein Hund. Nach drei Jahren wurde die kinderlose Ehe geschieden.«

»Wie war oder ist Ihr Verhältnis zu Ihrem Sohn heute?«

»Es war stark beschädigt! Auch wenn er uns nie ganz offen einen Vorwurf machte, so war er doch maßlos von seinen Eltern enttäuscht. Wer könnte es ihm verdenken!«

»Was macht er heute? Haben Sie noch Kontakt?«

»Jahre später hat er einen Mann kennengelernt, der genau wie er Friseur ist. Mit ihm zog er nach Süddeutschland. Die beiden sind mittlerweile verheiratet. Ich glaube, er ist glücklich. – Nein, Kontakt haben wir nicht mehr. Wir haben uns das letzte Mal auf der Beerdigung meines Mannes gesehen. Da hat er mich aber weitgehend ignoriert.«

»Haben Sie heute deswegen ein schlechtes Gewissen?«

»Allerdings! Insbesondere werfe ich mir vor, dass ich noch nie die Gelegenheit genutzt habe, ihm einiges zu erklären und mich für mein Fehl-

verhalten zu entschuldigen. Das lastet schwer auf meiner Seele.«

»Verstehen Sie mich bitte nicht falsch, liebe Frau Wehrmann, ich bin weit davon entfernt, Ihnen Vorschriften zu machen. Aber noch ist es nicht zu spät, sich bei Ihrem Sohn zu entschuldigen.«

Frau Wehrmann schwieg eine Zeit lang. Es war mit Händen zu greifen, wie es in ihr arbeitete. Dann sagte sie – mehr zu sich als zu ihrer Begleiterin: »Ja, mit diesem Rucksack möchte ich nicht über die Schwelle des Todes gehen. Ich werde ihm einen Brief schreiben. – Seien Sie mir nicht böse. Ich möchte jetzt gern allein sein.«

Frau Schwarz nahm sie in den Arm und verabschiedete sich.

**G**leich am nächsten Morgen ließ sich Frau Wehrmann von einer Pflegerin Briefpapier geben, setzte sich an den Tisch und begann zu schreiben.

*Lieber Hermann,*

*Du wirst Dich sicherlich wundern, von mir einen Brief zu erhalten. Schließlich ist es schon etliche Jahre her, dass ich Dir das letzte Mal geschrieben habe. Ich glaube es waren Urlaubsgrüße.*

Ich muss zugeben, dass es mir aus zwei Gründen nicht leichtfällt, Dir zu schreiben. Zum einen strengt es mich ziemlich an, längere Zeit am Tisch zu sitzen, zum anderen fällt es mir jetzt unsagbar schwer, die richtigen Worte zu finden.

Ich will es kurz machen:

Schon seit Jahren ist mir klar, wie schlimm mein Verhalten Dir gegenüber war, als mir offenbar wurde, dass Du andere sexuelle Neigungen hast als die, die ich für normal hielt.

Das Einzige, was ich zu meiner Entschuldigung ins Feld führen kann, ist die Tatsache, dass ich in einer Zeit aufgewachsen bin, in der Homosexualität nicht nur von der Gesellschaft verabscheut wurde, sondern auch noch strafbar war.

Heute kann ich mir gut vorstellen, wie sehr Du damals darunter gelitten hast, dass Dein Vater und ich es nicht akzeptieren konnten und alles unternahmen, es Dir auszutreiben.

*Das war ein fürchterlicher, kaum wieder gutzumachender Fehler! Es tut mir heute unendlich leid, dass ich Dich nicht unterstützt habe, zumal Du anfangs wohl auch unter Deiner Veranlagung gelitten hast.*

*Ich möchte Dich heute von ganzem Herzen um Verzeihung bitten!*

*Ich wünsche Dir und Deinem Mann alles Gute!*

*Deine Dich liebende Mutter*

*PS*

*Ich wohne seit gut zwei Jahren in einem Altenheim. Die Adresse findest du auf dem Briefumschlag.*

Es dauerte fast eine Stunde, bis Frau Wehrmann diesen relativ kurzen Brief geschrieben hatte. Sie gab ihn der Pflegerin mit der Bitte, diesen aufzugeben.

**Der Rest dieser Seite und die Seiten 55 – 64 sind in der Leseprobe nicht enthalten.**

Dann verstummte das Gespräch für ein paar Minuten.

Frau Schwarz griff es wieder auf: »Darf ich Ihnen mal eine ganz intime Frage stellen?«

»Ja, nur zu! Raus damit!«

»Haben Sie eigentlich Angst vor dem Tod?«

Frau Wehrmann lächelte: »Angst? Nein! Warum sollte ich Angst vor dem Tod haben? Es sind schon Milliarden Menschen gestorben. Die meisten waren

auch nicht gescheiter als ich und haben es trotzdem geschafft! Also, jetzt mal ganz im Ernst: Warum sollte ich Angst haben? – Natürlich möchte ich in meiner Sterbephase nicht stark leiden müssen, aber mit Angst hat das nichts zu tun. Angst ist nie ein guter Ratgeber.«

»Glauben Sie an ein Leben nach dem Tod?«, wollte Frau Schwarz wissen.

»Ja, natürlich! Da habe ich nicht den geringsten Zweifel. Glauben Sie etwa nicht daran?«

»Als Christin glaube ich im Grunde schon daran. Aber es quälen mich immer wieder Bedenken. Irgendwie kann ich es mir auch nicht richtig vorstellen, wie man ohne seinen Körper weiterleben könnte. In meiner Hospizausbildung hat einmal eine evangelische Pfarrerin über dieses Thema referiert. Sie vertrat die Auffassung, dass es nach dem Tod kein Bewusstsein mehr gäbe und dass die Toten erst am Jüngsten Tage wieder zum Leben aufgeweckt würden. Die Katholiken sehen das, glaube ich, anders.«

»Also, das, was die Pfarrerin da von sich gegeben hat, halte ich für einen Unsinn. Ich habe schon etliche Bücher, die von dem Leben nach dem Tod handeln, verschlungen. Ich gebe zu, dass einiges, was die Autoren schreiben, etwas nebulös oder zumindest spekulativ sein mag. – Dass die Seele nach dem Tod auch ohne den Körper weiterleben kann, ist für mich Fakt. In der Natur können wir dafür ein sehr schönes Gleichnis finden: Betrachten

Sie einen Schmetterling. So wie dieser farbenfrohe Falter sich der Puppe entledigt und sich in die Lüfte schwingt, befreit sich unsere Seele im Augenblick des Todes vom Körper, den sie als Leichnam zurücklässt, um sich in eine andere Welt aufzuschwingen. Nicht die Puppe ist das Wesentliche, sondern der Schmetterling!«

»Das ist wirklich ein sehr schöner Vergleich! – Verbinden Sie konkrete Vorstellungen mit dem, was uns nach dem Tod erwartet?«

»Ich habe da viele mehr bildhafte Vorstellungen in meinem Kopf, die ich aber nicht in Worte kleiden kann. Sicher ist für mich, dass wir dann wieder mit den Menschen, die uns im Leben nahestanden und uns vorausgegangen sind, ein Zusammensein pflegen werden.«

»Das wäre ja großartig, wenn ich nach meinem Tod meinen geliebten Sohn wiedertreffen würde!«

»Davon können Sie ausgehen. – Übrigens, haben Sie schon einmal über die Reinkarnation nachgedacht oder zumindest davon gehört?«

»Sie meinen, ob die Menschen mehrere Leben auf der Erde verbringen werden?«

»Ja, genau!«

»Also, wirklich nachgedacht habe ich darüber noch nicht. Ich glaube es auch nicht. Glauben Sie daran?«

»Auch über dieses Thema habe ich schon viel gelesen. Eine endgültige Meinung habe ich mir



noch nicht gebildet. Allerdings halte ich es für sehr wahrscheinlich. Meines Erachtens kann man nur dann von göttlicher Gerechtigkeit sprechen, wenn man die menschliche Existenz über viele Erdenleben betrachtet. Aber lassen wir das! Ich glaube, es ist nicht so ganz Ihr Thema.«

Frau Schwarz nickte und war froh, dass Frau Wehrmann nicht auf einer Diskussion über die Reinkarnation beharrte.

Die beiden Damen plauderten anschließend noch ein paar Minuten über eher belanglose Dinge, bis sie sich voneinander verabschiedeten.

**I**n den folgenden knapp drei Wochen erschien Frau Schwarz nicht bei ihrer Patientin. Frau Wehrmann hatte kein gutes Gefühl und machte sich ernsthafte Sorgen. Schließlich wollte sie Gewissheit und griff zu ihrem Handy.

In genau diesem Augenblick klopfte es an ihrer Tür. Frau Wehrmann sagte: »Herein, wenn's nicht der Tod ist!« Der Mann trat ein und konnte sich ein Lachen nicht verkneifen. Es war Herr Altmann, der Einsatzleiter des Hospizvereins.

**Der Rest dieser Seite und die Seiten 69 – 71 sind in der Leseprobe nicht enthalten.**

»Das ist gut so! Aber wenn es schlimmer wird, melden Sie sich bitte. Sie können mich über den Hospizverein erreichen. Aber im Grunde ist dieser Weg nicht nötig, da ich jetzt ohnehin nahezu täglich nach Frau Schwarz schauen werde.«

Herr Schwarz blieb noch eine Weile am Bett seiner Frau, die schon bald einschlief.

Kurz danach kam Frau Handtke, die Stationsleiterin, ins Zimmer und wandte sich an Frau Wehrmann: »Ich hoffe, es ist für Sie in Ordnung, dass Sie sich nun mit Frau Schwarz das Zimmer teilen. Sie kennen sich ja schon sehr gut, und es war ihr ausdrücklicher Wunsch, in dieses Heim und dieses Zimmer gebracht zu werden.«

»Ja, selbstverständlich ist das in Ordnung! Ich freue mich sehr. Frau Schwarz tut mir so unendlich leid! Vielleicht gelingt es mir, sie ein wenig aufzumuntern.«

**D**och das war nicht so einfach! Auch an den nächsten Tagen dämmerte Frau Schwarz meistens nur so vor sich hin. Im Grunde war sie kaum ansprechbar. Obwohl es sie viel Mühe kostete, las Frau Wehrmann ihr mehrmals täglich kurze Passagen aus der Bibel vor und sprach Gebete für sie.

Es hatte so etwas wie ein Rollentausch stattgefunden: Jetzt war Frau Schwarz die Patientin und Frau Wehrmann ihre Begleiterin!

Monika Wehrmann investierte mit großer Hingabe ihre gesamte Lebenskraft, die ihr noch geblieben war, um ihrer ehemaligen Begleiterin ihre letzten Tage zu erleichtern und ihr ein wenig die Angst vor dem Sterben zu nehmen.

Als Herr Dr. Krause wieder einmal nach Frau Schwarz schaute, meinte Frau Wehrmann: »Die Situation, in der meine Zimmergenossin ist, erinnert mich stark an die, in der ich vor Wochen war. Sie döst den ganzen Tag nur vor sich hin. Wäre es nicht vielleicht möglich, die Schmerzmedikation zu verringern, so wie Sie das damals bei mir auch gemacht haben?«

»Die richtige Dosis zu finden, ist immer eine Gratwanderung. Ich fürchte, dass Frau Schwarz sehr starke Schmerzen haben wird, wenn ich die Dosis reduziere. Bei Ihnen war das etwas anderes. Sie haben Ihren Willen kundgetan, lieber etwas Schmerzen zu ertragen, als zu schläfrig zu sein. Frau Schwarz ist ja nicht ansprechbar. Also kann sie ihren Willen nicht äußern. Eine Patientenverfügung liegt nicht vor. Das ist dann für einen Arzt eine schwierige Entscheidung. Außerdem glaube ich, dass Menschen in diesem Bewusstseinszustand viel mehr mitkriegen, als viele denken.«

»Davon bin ich auch überzeugt. Aber es ist eben kein wirklich bewusstes Erleben. Also, ich möchte meinen eigenen Tod nicht verschlafen.«

Dr. Krause überlegte einen Augenblick und sagte dann: »Da sind Sie wohl eine Ausnahme. Die meis-

ten Patienten wollen bei ihrem Übergang lieber in einem dämmerhaften Zustand sein, als Schmerzen und Todesängste aushalten zu müssen.«

In diesem Augenblick kam Herr Schwarz ins Zimmer. Dr. Krause bat ihn auf ein Wort in den Flur und berichtete von dem Gespräch, das er mit Frau Wehrmann soeben geführt hatte. Dann fragte er: »Sie kennen Ihre Frau besser als jeder andere sie kennt. Was glauben Sie, wie sie sich entscheiden würde, wenn sie ihren Willen artikulieren könnte?«

Herr Schwarz meinte: »Ich weiß es nicht wirklich! Wir haben uns über solche Fragen nie besprochen. Das war nie ein Thema für uns. – Ich denke, man muss kein Arzt sein, um erkennen zu können, dass meiner Frau nicht mehr viel Zeit vergönnt sein wird. Und ich würde mich noch so gern von ihr verabschieden.«

Der Arzt nickte: »Es sind eher Tage als Wochen, die Ihrer Frau noch bleiben. Ich werde die Dosis der Schmerzmittel reduzieren. Vielleicht kann sie ihre Schmerzen aushalten. Sie dürfte dann schon morgen, spätestens übermorgen wieder etwas wacher und ansprechbar sein.«

**A**ls Frau Wehrmann am nächsten Morgen aufwachte, nahm sie gleich wahr, dass Frau Schwarz sie anlächelte.

»Guten Morgen, liebe Frau Schwarz! Wie geht es Ihnen? Haben Sie Schmerzen?«

Frau Schwarz schüttelte den Kopf. Dann sagte sie mit leiser, schwacher Stimme: »Sie glauben ja gar nicht, was ich alles erlebt habe und welchen Menschen ich begegnet bin! Es muss wohl ein besonders intensiver Traum gewesen sein, da diese Menschen alle schon tot sind. Ich glaube, ich war schon im Himmel oder zumindest am Himmelstor. Dann habe ich immer wieder farbenprächtige Schmetterlinge gesehen, die sich aus der Puppe herausschälten und in die Lüfte erhoben. – Jetzt habe ich auch keine Angst mehr zu sterben. Ich bin jetzt bereit zu gehen.«

»Sie haben gewiss schon einen kleinen Einblick in die geistige Welt bekommen und haben erkennen können, dass das, was uns nach dem Tod erwartet, nichts Schlimmes ist.«

Zwei Stunden später betrat Herr Schwarz das Zimmer und setzte sich ans Bett seiner Frau, nachdem die beiden sich herzlich begrüßt hatten.

Herr Schwarz konnte langsam realisieren, dass seine Frau nicht mehr lange leben würde. Allerdings konnte er es immer noch nicht akzeptieren. So versuchte er, seine Hoffnung, dass es vielleicht doch noch zu einer Gesundung kommen könnte, auf seine Frau zu übertragen.

Frau Schwarz nahm ihrem Mann gleich den Wind aus den Segeln: »Mein lieber Heinz! Wir sollten uns nichts vormachen. Ich werde bald dahin gehen, wo unser Sohn ist. Darauf freue ich mich schon sehr. Auch du wirst eines Tages wieder mit uns

vereint sein. Ich danke dir von Herzen für die schöne Zeit, die ich mit dir verbringen durfte. Sei nicht traurig!«

Herr Schwarz, der sich nur mit Mühe seine Tränen verbeißen konnte, sagte: »Liebste Tina! Ich bin unendlich traurig, dass du gehen musst. Aber vielleicht hast du ja recht, dass wir uns eines Tages wiedersehen werden. Auch ich danke dir für die schönen gemeinsamen Jahre.«

Herr Schwarz hielt noch lange Zeit schweigend die Hände seiner Frau. Nach einigen Stunden meinte sie: »Lieber Heinz, du kannst jetzt ruhig nach Hause fahren. Und mache dir keine Sorgen!«

Die beiden umarmten und küssten sich inniglich. Dann verabschiedete sich Herr Schwarz.

**A**m späten Abend des gleichen Tages – Frau Wehrmann schlief schon – wurde Frau Schwarz etwas unruhig, wodurch ihre Zimmergenossin aufwachte. »Was ist los, Frau Schwarz? Geht es Ihnen nicht gut? Was kann ich tun?«

»Ich glaube, es ist jetzt jeden Moment so weit. Mein Sohn war eben hier. Er will mich abholen.«

Frau Wehrmann war jetzt hellwach. Sie schleppte sich ans Bett der Sterbenden, hielt ihre Hand und fragte: »Soll ich einen Arzt oder Ihren Mann verständigen?«

»Nein, lassen Sie den Heinz schlafen. Der benötigt in den nächsten Tagen viel Kraft. Und einen Arzt brauche ich nicht mehr. Für einen Priester ist es leider schon zu spät.«

Frau Wehrmann nahm die Prophezeiung sehr ernst. Dann erinnerte sie sich an ein sehr schönes Sterbegerbet, das sie vor einiger Zeit mal entdeckt hatte und auswendig kannte.

Dieses Gebet sprach sie jetzt laut.

*O mein Herr und mein Gott!  
In Deine Hände befehle ich meinen Geist.*

*Der Du mich durch dieses Erdenleben getragen,  
der Du Deinen Engel als Führergenius mir gabst,  
der mich von Kindesbeinen an durch alle  
Schicksalsprüfungen dieses Lebens geführt.*

*Heiliger Engel, breite Deine schützenden Schwingen  
in dieser Stunde über mich.  
Führe mich zu Christus,  
meinem göttlichen Führer.*

*Christus lebe in mir,  
Christus walte in mir.  
Christus trage mein Ich  
sicher über die Todesschwelle  
in den Sternenraum,  
dass meine Seele ihren Sternenort finde,  
den Gott für sie bereitet hat.*

*Deine Liebe, o Gott,  
hülle ihre schützenden Schwingen  
um meine Seele  
und führe mich in das Licht  
zu meinem Gottesstern.*

*In Christus befehle ich meinen Geist,  
jetzt und in Ewigkeit.*

*Amen*<sup>1</sup>

Frau Schwarz lauschte mit geschlossenen Augen und hatte dabei einen ganz friedlichen, geradezu seligen Gesichtsausdruck.

Kurz danach machte sie noch in großem Abstand zwei, drei tiefe Atemzüge.

Dann überschritt sie die Schwelle des Todes...

**I**n den folgenden Tagen ging es Frau Wehrmann sehr schlecht.

Zum einen war sie sehr traurig, dass ihre Bett-nachbarin, die sie recht in ihr Herz geschlossen hatte, gestorben war. Zum anderen verspürte sie kaum noch Lebenskräfte.

Die restlichen Seiten  
sind in der Leseprobe nicht enthalten.